



Mit den Volunteers haben die Kinder diese Menschenkette aus Papier gebastelt. Gemeinsam für Kinder in Afrika – so lautet auch das Motto des Vereins Maisha Pamoja ehemaliger Volunteers.



Serengeti, Sansibar oder hier in Arusha in der Nähe des Kilimanjaro: Tansania ist für seine Touristenorte bekannt. Doch hinter den wunderschönen Eindrücken, die Touristen oft dort sammeln, gibt es auch das ärmere Leben vieler Menschen ohne sichere Strom- und Wasserversorgung, geteerte Straßen und genügend Geld für die Familie. (Fotos: rom)

Am Ende der Welt ist es schön

Drei Monate bei einem Kinderprojekt in einer der ärmsten Regionen Tansanias

Von Rosemarie Vielreicher

Wie alt bist du? Der kleine Andrew antwortet sechs Jahre. Heute. Morgen lautet die Antwort vielleicht acht Jahre. In Afrika wissen viele nicht, wann sie geboren sind.

Die Jungen scherzen. Einer der Älteren schleicht sich an den kleinen Mungai heran, erschreckt ihn. Er reißt die Augen weit auf, schreit im Affekt: „Mama!“ Mungai wohnt im Kinderheim. Er hat keine Mama, die sich um ihn kümmern kann.

Über den steinigen Sandboden läuft Amos mit seinen kleinen Füßen, als wäre es eine Wiese. An einem Stock hat er „Reifen“ befestigt, die er wie ein Auto vor sich herschiebt. Es sind alte Flipflops. Sein Lieblingsspielzeug.

Blau Luftballons. Von den Gesichtern der beiden Jungen Andrew und Mungai ist nicht mehr viel zu sehen. Sie pusten mit aller Kraft in die Geschenke, die die Freiwilligen aus Deutschland mitgebracht haben. Mungai ist noch zu schwach. Seine Wangen sind wie Hamsterbacken aufgeblasen, aber der Luftballon will partout nicht zu einer runden Kugel werden. „Sister, Balloooooon!“, schreit Amos und kommt wie ein Wiesel um die Ecke gelaufen.

Mungai, Amos und Andrew sind drei von insgesamt 33 Buben im Al-

ter von sechs bis 16 Jahren des Foster-Kinderheims (Fransalian Organisation for Social Transformation, Education and Renewal) in Tabora, Tansania. Ihre Eltern sind entweder gestorben oder sind nicht in der Lage, sich um sie zu kümmern. Ohne das von katholischen Priestern geführte Kinderheim wären sie auf sich gestellt. Mit nur etwa sechs Jahren. Oder vielleicht auch acht.

Die Luftballons waren eine Belohnung. Die gibt es manches Mal nach der täglichen Nachhilfe mit den deutschen Volunteers. Sie unterstützen die Foster-Organisation bei ihrer sozialen Arbeit mit den Kindern. Sie sollen für die Jungen eine Art große Schwester sein, sagt der indische Priester Thomas Varghese. Er hat die Schule in Tabora ins Leben gerufen und führte bis vor kurzem noch die Pfarrei Undorf im Landkreis Regensburg. Erst im August hat der von ehemaligen Volunteers gegründete Verein Maisha Pamoja („Gemeinsam leben“) die Organisation neuer Freiwilliger übernommen.

Rasierklingen als Spitzer

Eine solche große Schwester zu sein, ist anfangs nicht ganz einfach. Denn für die Kinder sind die Volunteers erst einmal Fremde, mit denen sie nun täglich ihren Nachmittag verbringen sollen. Und zudem wissen sie auch, dass die Volunteers nicht für immer bleiben und früher oder später wieder nach Hause zurückgehen werden. Deshalb sind sie in den ersten Wochen zurückhaltend.

Mungai und Amos lernen gerade die Buchstaben und Zahlen. Sie sit-

zen auf dem Betonboden, ihr Heft liegt vor ihnen. Jeder will mit dem pinken Malstift die Buchstaben nachschreiben, in der Schule haben sie nur Bleistifte. Die spitzen sie mit Rasierklingen. Die Kinder wollen lernen, sind wissbegierig. Amos kam vor etwa einem Jahr in das Kinderheim, konnte weder Englisch noch Kiswahili – so heißt die Sprache in Ostafrika. In der Schule ist die offizielle Sprache Englisch. Jetzt ist Amos der Klassenbeste. „Sister, finiiiiish!“ Viele englische Wörter können die Kleinsten des Kinderheims noch nicht. Aber „finish“, also fertig, das verstehen sie alle.

Schnell haben sie durchschaut: Nach einer Stunde gemeinsamen Lernens ist Zeit für Luftballons oder Basteln. Oder Seilspringen. Am liebsten jedoch haben sie ihre selbst gebastelten „Autos“ aus alten Flipflops. In Deutschland werden sie weggeworfen, in Afrika basteln sich Kinder daraus Spielzeug.

Die zwei Seiten Afrikas

Tansania steht für viele Europäer für Safaris in der Serengeti, für Traumstrände auf Sansibar oder für den Kilimanjaro. In diesen Gebieten gibt es geteerte Straßen, Luxushotels und viele Touristen. Nach einem Weißen dreht sich dort fast niemand um, außer die Straßenhändler und Taxifahrer. Das „richtige“ Afrika sieht anders aus.

Denn es gibt Regionen ohne richtige Straßen, ohne fließendes Wasser und Touristen haben sich dort hin wohl noch nie verirrt. Wie Tabora. Einstmals wollten die Deutschen Tabora zur Hauptstadt der Kolonie machen. Die Region um die Stadt

im Westen des Landes gehört heute zu den ärmsten Regionen Tansanias. Wer zum ersten Mal dorthin kommt, ist sich sicher: Es muss das Ende der Welt sein. In Tabora hat die Foster-Organisation eine Primary-Schule bis zur siebten Jahrgangsstufe, eine Secondary-Schule für weitere vier Schuljahre sowie ein Heim für Mädchen und Jungen und eine Einrichtung für Blinde sowie Albinos ins Leben gerufen.

Wochenlang ohne Dusche

Schon die Anreise an das Ende der Welt ist ein erstes Abenteuer: Im Bus sitzen, stehen und stapeln sich schon einmal über 100 Menschen. Weiße fahren in dem Bus keine mit nach Tabora. Oft rufen einem dort Menschen „Mzungu“ hinterher und zeigen manches Mal auch mit dem Finger auf einen. „Mzungu“ bedeutet Europäer oder Weißer, Weißer und ist von den Afrikanern prinzipiell nicht negativ gemeint. Es ist sozusagen eher eine Feststellung.

Tabora ist von der größten Stadt des Landes und heimlichen Hauptstadt Dar es Salaam (die offizielle Hauptstadt ist Dodoma) an der Ostküste zwischen 14 und 20 Stunden mit dem öffentlichen Bus entfernt – so genau kann das in Afrika keiner sagen. Das hängt ganz davon ab, wie die „Straßen“ von der Regenzeit in Mitleidenschaft gezogen sind, und ob der Bus die ganze Strecke ohne Reparaturen durchhält. Und sowieso ist das Zeitgefühl in Afrika ein ganz anderes: „Pole, pole“ lautet hier die Devise. Das heißt übersetzt „Langsam, langsam.“ Dass es auch mal drei Tage dauern kann, bis man wieder Strom hat, daran muss man



Das Auto aus alten Flipflops ist Amos Lieblingsspielzeug.

sich als Deutscher erst einmal gewöhnen.

Auch Wasser ist keine Selbstverständlichkeit: Im Haus der Volunteers gibt es beispielsweise kein Badezimmer. Keine Dusche. Kein fließendes Wasser. Und das bei tropischen Temperaturen um die 35 Grad. Das Wasser wird entweder aus dem Brunnen oder aus dem Wassertank in Eimern zum Haus getragen. Für die Toilette, für die Katzenwäsche, für die Handwäsche der Kleidung, für das tägliche Trinken. Ein erstes Mal Duschen von Kopf bis Fuß war nach sechs Wochen bei einer ehrenamtlichen Lehrerin möglich. Die mitgebrachte Flasche Shampoo ist nach drei Monaten immer noch nicht leer. Zuhause würde sie etwa zwei Wochen reichen.

Aber darum kümmert sich nach einigen Wochen niemand mehr. Denn auch das ist Afrika. Und hier ist es schön.

Im Moment wird ein neues Heim gebaut, um den Kindern ein noch besseres Zuhause schenken zu können. Hierfür gespendet werden kann an das Spendenkonto für FOSTER bei der Liga Bank München, Kontonr.: 10 23 345 056 BLZ 750 90 300. Informationen über den Verein Maisha Pamoja gibt es im Internet unter www.maisha-pamoja.de.



„Sister, balloon!“ Mit einem kleinen blauen Luftballon kann man den Kindern Mungai, Andrew und Amos in Tabora einen ganzen Tag versüßen.



Nach drei Monaten ins Herz und in die Arme geschlossen: Die Kinder in der Foster-Schule in Tabora sind sehr herzlich.